

DIE FACKEL

Nr. 204

WIEN, 31. MAI 1906

VIII. JAHR

Der Nachdruck dieses Artikels ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Verlages der 'Fackel' gestattet.

Oskar Wilde im Gefängnis ¹

Von einem *Aufseher des Zuchthauses* zu Reading

(Aus dem englischen Manuskript)

Es gibt entscheidende Augenblicke im Menschenleben, wie es in der Geschichte der Völker epochale Ereignisse gibt, die sich in scharfen Konturen von den vielen anderen Geschehnissen abheben, aus denen sich die Gesamtsumme ihres Seins zusammensetzt. Solch ein entscheidender Augenblick im Leben Wildes war es, als er, ein geschlagener Mann, die Anklagebank in Old Bailey verließ, umschwebt von der furchtbaren Gewißheit einer zweijährigen Kerkerstrafe.

Es gibt Tage, Monate und Jahre im Leben mancher Menschen, die ihnen wie eine Unendlichkeit vorkommen: Für sie hat die Hand der Zeit aufgehört, sich zu bewegen, die Glocke schlägt nicht länger die Wiederkehr der Stunde. ihnen dämmert, ihnen leuchtet kein Tag mehr — zuweilen vielleicht ein leichter Schimmer, denn, wie das Sprichwort sagt: »Hoffnung sprießt ewig in der Menschen Brust« — sie leben eine lange, entsetzliche Nacht — — eine Nacht des Schreckens, eine Nacht furchtbarer Finsternis, in der auch nicht ein Stern leuchtet, eine Nacht des Elends und der Verzweiflung.

Zwei Jahre Zuchthaus bedeuteten für den Dichter eine lange, dunkle Nacht — eine Nacht, zugebracht in einem Inferno, eine ewiggleiche Nacht, eine Nacht ohne Träume: Ohne Träume, aber voll Alpdrücken, die doppelt entsetzlich waren in ihrer grauenhaften Wirklichkeit, Alpdrücken, aus denen es kein Erwachen gab, Alpdrücken, in denen er Menschen gemartert, Menschen hingerichtet sah.

Auch andere — dies sei zugeben,— waren vor dem Dichter im Gefängnis, waren es von jeher und sind es auch jetzt noch. Oh ja, aber es waren und

¹ Dieser Bericht, der den Mord, den eine Nation an einem ihrer größten Menschen begangen hat, zum Himmel schreit und der manchmal an die ergreifende Stimmung der Szene »Richard II. in Pomfret« anklingt, wird in einer Biographie Oskar Wildes enthalten sein, die ein Jugendfreund des Dichters, Robert H. Sherard, verfaßt hat und die im Herbst in englischer und deutscher Sprache erscheinen wird. Das Kapitel ist von einem Manne namens Martin geschrieben, der in der Zeit von Oskar Wildes Gefangenschaft Aufseher im Zuchthause zu Reading war. Die ausdrückliche Bedingung, unter der es dem Biographen überlassen wurde, war, daß es vollkommen gleichlautend mit dem Manuskripte, ohne die geringste Änderung auch nur eines Satzes oder Wortes veröffentlicht werden sollte. Diese Bedingung wird getreulich eingehalten und der Bericht in genauer Übereinstimmung mit dem Originaltexte wiedergegeben. Die Übersetzung hat Alfred Neumann besorgt.
Anm. des Herausgeb. [KK]

sind keine Dichter in dem Sinne, in dem er es war. Ihre Qualen sind zweifelsohne groß, aber die seinen waren größer. Aufgewachsen im Schoße des Reichtums, umweht von einer Atmosphäre der Kultur und Verfeinerung, wurde er, der Apostel des Ästhetizismus, jäh von dem stolzen Gipfel hinabgefegt, auf den ihn sein Genius gestellt hatte, und ohne irgendeine mildernde Zwischenstufe zu berühren, fand er sich plötzlich hinter starren Mauern und eisernen Gittern. Er, der früher die höchsten Kunstwerke geschaffen, mußte jetzt in einer trüben Zelle geteerte Seile zerzupfen. Er, der die künstlerische Schwäche für Putz besaß, ging jetzt in der düstergrauen Tracht gekleidet, die den Schränken eines Zuchthauses entstammte. Er, für den das Wort Leben — nein, mehr als das Leben — bedeutete, ward plötzlich zu einem Schweigen verurteilt, das lautloser war als das Grab. Und er, der einen in der literarischen Welt berühmten Namen erworben hatte, trug jetzt nur eine Nummer. Was er litt, war mehr als Leiden; es war eine Tragödie, und zwar eine der größten, die das neunzehnte Jahrhundert aufzuweisen hatte.

Während der ersten achtzehn Monate seiner Gefangenschaft wurde die ganze Strenge des Systems ihm gegenüber unbarmherzig angewandt. Er hatte sein Quantum Werg zu zupfen oder sichere Strafe zu erleiden, hatte, zugleich mit seinen Mitgefangenen, immer wieder an der Kurbel zu drehen, durch die das Zuchthaus mit Wasser versorgt wurde. Er mußte die einfältigen Bücher aus der Gefängnisbibliothek lesen oder seine Zelle durchschreiten, eine Beute seiner eigenen traurigen Gedanken, bis seine Gesundheit bei dieser unnatürlichen Lebensweise zusammenbrach; um ihn nicht ins Irrenhaus schicken zu müssen, wurde ihm die Begünstigung erteilt, eine bestimmte Anzahl eigener Bücher zu besitzen, die ihm von Freunden zugesandt wurden und dann unter weniger absonderlichen ihren Platz auf den Regalen der Gefängnisbibliothek fanden.

Späterhin wurde ihm eine noch viel wichtigere Erlaubnis gegeben — die Erlaubnis, zu schreiben — und dieser Gnade verdankt die Welt »De Profundis«. Er schrieb meistens an den Abenden, wenn er sich ungestört wußte. In seiner Zelle waren zwei hölzerne Gestelle, auf die er seine Pritsche legte. Das war nun sein Schreibtisch, und wie er selbst bemerkte: »Sogar ein sehr guter Schreibtisch«.

Sein Zinngeschirr hielt er peinlich rein; und am Morgen, wenn er es in seine bestimmte Ordnung gebracht hatte, konnte er zurücktreten und das Ganze mit einer Miene kindlicher Zufriedenheit beschauen.

Es machte ihm furchtbaren Kummer, daß er seine Schuhe nicht putzen und sein Haar nicht bürsten durfte. »Wenn ich nur wüßte, daß ich sauber bin«, sagte er, »so würde ich mich nicht so schrecklich unglücklich fühlen. Diese scheußlichen Stoppeln« — mit einem Griff an das Kinn — »sind schauderhaft.« Bevor er seine Zelle verließ, um einen Besucher zu empfangen, war er immer ängstlich bemüht, sein unrasiertes Kinn soweit als möglich mit Hilfe seines roten Taschentuches zu verbergen. Er verriet große Aufregung, wenn ein Besuch angekündigt wurde. »Denn ich weiß niemals«, sagte er, »welch neuer Schmerz jetzt wiederum mein Leben betroffen haben mag und mir auf diesem Wege zugetragen wird, damit ich ihn in meine Zelle nehme und ihn in meinem übervollen Speicher, in meinem Herzen, aufbewahre. Mein Herz ist der Speicher meiner Schmerzen!«

Es war in der letzten Zeit der Gefangenschaft des Dichters, als die Verfügung getroffen wurde, die »erstmalig Abgestraften« seien von den anderen Gefangenen abzusondern. Man bezeichnete sie durch zwei rote Sterne, von denen der eine auf der Bluse, der andere auf der Mütze getragen wurde, und sie hießen infolge dessen die »Dekorierten«. Diese Verfügung, die keine rück-

wirkende Kraft hatte, bezog sich daher auch nicht auf den Dichter, und so mußte er, gleich den anderen, mit seinem Gesichte zur Mauer gewendet stehen, wenn irgendeiner von den »Dekorierten« an ihm vorüberkam. Die Urheber dieser Vorschrift waren zweifelsohne von den besten Motiven geleitet, aber die allzu wörtliche Auslegung brachte es mit sich, daß sie recht lächerlich wirkte. Ich sah, wie der Dichter mit seinem Gesichte zur Wand gekehrt stehen mußte, während ein abscheulich aussehender Galgenvogel, der verurteilt worden war, weil er sein armes Weib beinahe ermordet hatte, an ihm vorüberkam. In der Tat war er fast täglich gezwungen, diese unwürdige Stellung einzunehmen, die ihm hätte erspart werden können, wenn nicht die krasse Borniertheit der Bürokratie es gehindert hätte.

In der Kirche schien den Dichter Langeweile zu plagen. Er saß mit übergeschlagenen Beinen in teilnahmsloser Haltung da, den Arm auf die Rücklehne seines Stuhles gestützt, und starrte träumerisch um sich und zur Decke.

Es gab Zeiten, in denen er seine Umgebung so gänzlich vergaß und so sehr in seine Gedanken versunken war, daß es eines freundschaftlichen »Rippenstoßes« bedurfte, um ihn daran zu erinnern, daß ein Hymnus angestimmt worden war, und daß er aufstehen und seine Psalmen singen oder wenigstens dergleichen tun müsse.

Wenn der Prediger sich an seine geschorenen, graugekleideten Schäflein wandte und ihnen vorhielt, wie verkommen sie alle wären und wie dankbar sie alle sein sollten, daß sie in einem christlichen Lande lebten, wo die Regierung gleich einem Vater ebenso ängstlich um das Heil ihrer Seelen wie um die Bewahrung ihrer elenden Leiber besorgt sei; daß die Gesellschaft sie nicht zu strafen wünsche, obwohl sie geirrt und gegen die Gesellschaft gefehlt hätten; daß sie jetzt einen Prozeß der Läuterung durchmachten und daß das Gefängnis ihr Fegefeuer sei, aus dem sie so rein und fleckenlos hervorgehen könnten, als ob sie nie und nimmer gesündigt hätten; daß, wenn es ihnen gelänge, die Gesellschaft ihnen entgegenkommen und sie mit offenen Armen aufnehmen werde; daß sie die verlorenen Söhne der Gemeinde seien, und daß die Gemeinde, gegen die sie sich früher versündigt hätten, Kälber mäste, um sie zu bewirten, wenn sie nur in den Pferch zurückkehren und gute Bürger werden wollten — dann konnte der Dichter lächeln. Aber nicht sein gewöhnliches Lächeln, sondern ein zynisches, ein ungläubiges Lächeln, das oft nur Verzweiflung verbarg. »ich sehne mich danach, aufzuspringen«, sagte er, »und den armen, enterbten Elenden um mich zuzuschreien, daß das nicht wahr ist, ihnen zuzurufen, daß sie die Opfer der Gesellschaft sind, und daß die Gesellschaft ihnen nichts anderes zu bieten hat als den Hungertod auf den Straßen, oder den Hungertod und Qualen im Gefängnis!«

Ich habe mich oft darüber gewundert, warum er es nicht getan hat und wie er es aushielt, Tag für Tag die düstere, endlose Runde eines mühsamen Daseins zu machen — eines Daseins voll Kummers, lähmend in seiner entsetzlichen Eintönigkeit, eines Daseins des Jammers und des Todes.

Er aber unterwarf sich getreulich den Regeln und beobachtete gewissenhaft die Vorschriften, die von der Gesellschaft für jene erlassen werden, denen sie die Behausungen des Jammers anweist. Ich weiß, daß er einmal wegen Sprechens bestraft wurde. Die näheren Umstände sind mir für meine Person nicht bekannt, aber soviel weiß ich, daß es beinahe ein Wunder wäre, wenn einer, der zwei Jahre Gefängnis abzusitzen hat, nicht einmal angezeigt würde. Einige von den Vorschriften sind nur dazu erlassen, um verletzt zu werden, damit sich ein Vorwand ergibt, die Strafen zu verschärfen ¹. Jedenfalls konnte er nicht, wie berichtet wurde, mit vierzehntägiger, abgesonderter

1 Der Verfasser ist, was nicht vergessen werden mag, Aufseher in einem Gefängnis. [KK]

Verschließung bestraft werden. Ein Zuchthausverwalter ist nicht befugt, mehr als drei Tage zu diktieren. Vierundzwanzig Stunden Wasser und Brot sind die gewöhnliche Strafe für Sprechen, und der Gefangene kommt, wenn dies seine erste Verfehlung ist, gewöhnlich mit einer Verwarnung davon.

Während der Zeit seiner Einkerkering litt die Gesundheit des Dichters, aber er beklagte sich selten bei dem Doktor. Er unterließ es aus Angst, auf die Krankenabteilung gebracht zu werden und zog die Einsamkeit seiner Zelle vor. Hier durfte er laut denken, ohne die Blicke oder die leise geflüsterten Bemerkungen der schwerfälligeren Menschen auf sich zu ziehen. Hier konnte er allein sein — allein mit dem Gespenste seiner Vergangenheit, mit seinen Büchern, mit seinem Gott!

Als ich anfangs März einmal seine Zelle an einem düsteren, rauhen Morgen betrat, fand ich ihn noch zu Bett. Das war ungewöhnlich und ich zeigte mich überrascht. »Ich hatte eine schlechte Nacht«, erklärte er. »Innerliche Schmerzen, Krämpfe und der Kopf will mir zerspringen«. Ich fragte ihn, ob es nicht besser wäre, wenn er sich krank meldete. »Nein«, sagte er, »nicht um alles in der Welt; es wird mir im Laufe des Tages vielleicht besser werden. Kommen Sie in einigen Minuten wieder, wenn ich aufgestanden bin«.

Ich kehrte wenige Minuten später in seine Zelle zurück und fand ihn auf, aber so entsetzlich schlecht aussehend, daß ich ihm wieder riet, den Doktor zu rufen. Er lehnte jedoch ab, indem er bemerkte, es werde sich schon geben, wenn er einen warmen Trunk bekommen hätte.

Ich wußte, daß er im regelmäßigen Gange der Dinge vor frühestens einer Stunde nichts erhalten würde, und so beschloß ich, etwas zu suchen, um es ihm selbst in der Zwischenzeit zu geben. Ich eilte weg und wärmte Bouillon auf, füllte sie in eine Flasche, verbarg die Flasche unter meinem Rocke, und kehrte zu seiner Zelle zurück. Während ich die Stiege hinaufeilte, rutschte mir die Flasche unter das Hemd. Es war eine sehr heiße Flasche ... Ich wußte, daß beim nächsten Treppenabsatz eine unbesetzte Zelle sei und beschloß, dorthin zu eilen, um die Flasche von diesem unangenehmen Platze wegzunehmen. Aber im selben Augenblicke rief mich eine Stimme von der Haupthalle unten an. Ich blickte hinab und sah den Oberaufseher, der mir zuwinkte. Ich kehrte um. Er wünschte Aufklärung über einen Widerspruch in dem Aufnahmeprotokoll der letzten Nacht. Ich suchte das Geheimnis zu lüften, wieso sich zwei Gefangene im Gefängnis befanden, die keinerlei Anspruch auf seine Gastfreundschaft besaßen. Ich fürchte, daß ich nur wenig Licht in diese mysteriöse Affäre brachte, denn ich war in einem qualvollen Zustand. Die heiße Flasche sengte meine Brust wie geschmolzenes Blei. Ich habe erwähnt, daß »es entscheidende Augenblicke im Menschenleben gibt«. Das waren entscheidende Augenblicke für mich. Ich hätte in meinem Schmerze aufbrüllen können, wagte es aber nicht. Die kalten Schweißperlen sammelten sich auf meiner Stirne. Ich wand und drehte mich nach allen Richtungen, um mich von dem schrecklichen Alp zu befreien, aber vergebens. Ich konnte die höllische Flasche nicht wegschieben — wie sehr ich mich auch bemühte. Sie lag auf meiner Brust wie ein heißer Umschlag, aber heißer noch als irgendeiner, der je von einer starrköpfigen Mutter oder einer starrköpfigen Wärterin aufgelegt worden war. Und das Seltsame an der Sache war, daß, je länger sie dalag, sie um so heißer wurde. Der Oberaufseher betrachtete mich mit seltsamen Blicken. Ich glaube, er hielt mich für betrunken. Sicher ist, daß ich unzusammenhängendes Zeug redete. Zuletzt ging er weg und ließ mich allein, wofür ich ihm wirklich dankbar war. Ich raste die eiserne Treppe hinauf, betrat die Zelle des Dichters und erzählte, während ich die glühende Flasche hervorriß, unter Schnauben und Verwünschungen mein qualvolles Erlebnis. Erst lächelte

der Dichter während meiner Erzählung, dann lachte er — bei Gott, er lachte. Ich hatte ihn niemals vorher *wahrhaft* lachen gehört und kann mit der selben Einschränkung hinzufügen, daß ich ihn seither nie wieder lachen hörte.

Ich wurde böse, weil er lachte und sagte ihm auch, ausgelacht zu werden, sei ein schlechter Dank für alles, was ich erlitten hätte; und indem ich dies sagte, ging ich hinaus und schlug die Tür zu — schlug sie mit einem lauten Krach zu.

Als ich ihm sein Frühstück brachte, war er ein Bild der Zerknirschung. Er sagte, er wolle das Frühstück nicht berühren, wenn ich nicht verspräche, ihm zu verzeihen.

»Nicht einmal den Kakao?«, fragte ich.

»Nicht einmal den Kakao«, antwortete er und blickte begehrllich darnach hin.

»Nun, ehe ich Sie verhungern lasse, will ich ihnen lieber verzeihen.«

»Und gesetzt den Fall, daß ich wiederum lache?«, fragte er mit einem Lächeln.

»Dann werde ich ihnen nicht wieder verzeihen«, sagte ich.

Am kommenden Morgen übergab er mir einen Bogen blauen Büropapieres. »Hier ist etwas, was jetzt keinen großen Wert hat, aber vielleicht einmal einen solchen besitzen wird, wenn Sie es lange genug aufbewahren«.

Ich hatte damals keine Gelegenheit, sein Schreiben zu lesen, aber als ich es dann gelesen hatte, war ich betroffen von der Macht und Schönheit seiner Ausdrucksweise. Es war betitelt: »Eine Rechtfertigung« und in seinem alten, originellen und eigenartigen Stile geschrieben. Der Fluß feinen Humors, der Witz und Charme der vielen eingestreuten Gedanken, das Ungezwungene mancher persönlichen Anspielungen war bestrickend. Ich als Verehrer feinen Stiles war bezaubert, und sagte es ihm auch. »Ach«, sagte er, »ich gedachte diesen Stil nie wieder zu verwenden. Ich hatte ihn aufgegeben als ein Ding der Vergangenheit; aber gestern morgen lachte ich — ein Beweis meiner Perversität —, obwohl Sie mir wirklich leid taten. Ich hatte gar nicht im Sinne, zu lachen, denn ich hatte gelobt, nie wieder zu lachen. Dann aber, als ich das eine Gelöbnis verletzt hatte, schien es mir richtig, auch das andere zu brechen. Ich hatte zwei Gelübde abgelegt und habe beide übertreten, jetzt aber habe ich sie erneuert und bin willens, nie wieder zu lachen und auch nie wieder etwas zu schreiben, was die anderen zum Lachen bringen könnte. Ich will nicht länger mehr der Sirius der Komödie sein, sondern habe feierlich geschworen, mich mein Lebelang nur mehr mit Tragödien zu befassen. Falls ich noch Bücher schreiben sollte, so werden sie bloß den Zweck haben, eine Sammlung von Klageliedern zu bilden. Sie werden in einem Stile geschrieben sein, den der Kummer erzeugt hat, in Sätzen, die in der Einsamkeit geschrieben und mit Tränen interpunktiert wurden. Sie werden ausschließlich für jene geschrieben sein, die gelitten haben oder noch leiden. *Sie* verstehe ich und sie werden auch mich verstehen. Für die Welt der Lust werde ich ein Rätsel, für die Welt des Jammers aber ein Sprachrohr sein.«

In seiner Unterhaltung war der Dichter vollkommen vernünftig. Jede seiner Handlungen während des Tages war vernünftig, aber, wenn er des Abends sich selbst überlassen war, vollzog sich mit ihm eine Änderung, oder um es besser auszudrücken, eine Wandlung. — Es geschah, wenn er sich allein in seiner Zelle befand, wenn die Tore mit doppelten Riegeln verschlossen waren, wenn das Gas aufflackerte, wenn die Schatten der Nacht sich herabsenkten, wenn alles stille, alles tot war. Der finstere, wachsamer Aufseher macht seine Runde mit schleichendem Tritt. Es herrscht eine tote, schreckliche Stille — eine Stille sogar in des Aufsehers Filzschuhen, ein Schweigen in

den Zellen, ein Schweigen in der Luft. Der schwarze, düstere Schatten macht Halt an der Türe jedes der lebendigen Gräber und blickt hinein; er späht durch das gläserne Guckloch, um sich zu überzeugen, daß es nicht *wirklich* ein Grab geworden, daß es noch immer einen Lebenden enthält, daß keiner gewagt hat, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und die Justiz zu durchkreuzen.

Das Schauspiel ist beinahe überall gleich: eine graue, geisterhafte Gestalt kauert auf einem Schemel und vollendet des Tages Arbeit, die um acht Uhr eingesammelt wird; oder, wenn sie ihre Arbeit schon beendet hat, sitzt sie mit leeren Augen ins Leere stierend da oder sucht ihren Trost im Gebetbuch.

Der wachsame Schatten gleitet weiter: jetzt macht er Halt, blickt in eine andere Zelle nahe am Ende des Korridors. Die Zelle ist bezeichnet mit: »Z. 3. 3.« — es ist die Zelle des Dichters! Im ganzen Umkreise der lebendigen Gräber kein Anblick wie dieser, keiner, der mehr Schmerz und Jammer, keiner, der mehr Ehrfurcht einflößte! Der Dichter ist allein! Allein mit den Göttern! Allein mit der Muse!

Er durchmißt seine Zelle — eins, zwei, drei. Drei Schritte, und er muß wieder umkehren. Die Hände auf dem Rücken, mit einer Hand das Gelenk der anderen umspannend, so geht er vorwärts und zurück, hin und her, das Haupt zurückgeworfen und *lächelnd* — aber, beim Himmel! mit welchem Lächeln!

Seine Augen — diese wundervollen Augen! — fliegen förmlich hin und her. Jetzt blicken sie aufwärts zur Decke — aber weit über die Decke, weit über die Höhen des Ätherraumes hinaus, ins Unendliche. Und jetzt lacht er! Welch ein Lachen! Schneidend, durchdringend, bitter. Wie viel ist in diesem entsetzlichen Lachen enthalten! Seine mächtige Phantasie ist jetzt am Werke. Obwohl sein Leib in Fesseln liegt, ist seine Seele doch frei — denn wer vermöchte die Seele eines Dichters in Fesseln zu schlagen? Sie durchstreift mächtige und steile Höhen — hoch über den Wohnstätten der Menschen. Jetzt schwebt sie noch höher, über den silbernen Wolken und findet einen Ruhepunkt in den bleichen Schatten des Mondes.

Dann aber fährt sie mit einem furchtbaren Aufzucken, wie der Blitz vom Himmel, wieder zur Erde — zurück durch das eisenvergitterte Fenster, zurück in die Kerkerzelle. Horch! ... Er spricht ... Er lispelt den geheiligten Namen der Mutter, er ruft sein Weib beim Namen! Er vergießt eine Träne, sie glänzt auf seiner Wange, und, siehe, ein Engel naht — und es trocknet die Träne. Und so ward sein ganzes Leben, soviel er auch verbrochen haben mag, durch eine heiße Träne von aller Schuld befreit, eine Träne, die einem durch Leid geläuterten und entsühnten Herzen entstieg. Und horch! Er spricht wieder. Er wendet sich an einen Freund, den ihm die Einbildungskraft vorgaukelt, die Hände gegen seinen kleinen Sessel ausgestreckt:

»Lang, lang ist's her, in meiner Jugend Jahren, hatt' ich ein
hohes Streben,
Ich wollt' die Welt verschönern, wollt' sie aus ihren Angeln heben.
Ich hab' zuviel gewollt — durch Kunst allein — wollt' allzu hoch
mich stellen,

Mein Freund, dafür siehst du mich jetzt am Riff der Pein zerschellen.«

Er lacht wieder auf und wiederholt die letzten Worte: » Am Riff der Pein zerschellen. Unversieglicher Pein.« Er wendet sich ab und nimmt seine melancholische Wanderung wieder auf; dann macht er noch einmal vor dem Besucher seiner Einbildung Halt und hebt den Finger: »Die Welt«, sagt er mit ei-

nem Anflug von Selbstgefühl, »steht doch nicht gar so fest. Ich kann sie durch einen Gedanken bewegen und mit einem Gedicht erschüttern.«

Noch einmal lacht er auf, dann sinkt er auf seinen Kerkersessel und senkt das Haupt. Und jetzt wollen wir ihn mit seinen Gedanken allein lassen — allein!

Möge niemand diese nächtlichen Szenen bespötteln und sagen, daß der Dichter nicht aufrichtig war. Im Gefängnis war er von ganzer Seele aufrichtig. Bedenket, daß im Kerker niemand eine Maske tragen kann. Man mag den Verwalter, den Prediger, den Doktor täuschen — den Aufseher aber kann niemand täuschen. Sein Auge ruht auf euch, wenn keines anderen Auge euch sieht, in den Stunden eures Schlummers und in den Stunden eures Wachens.

Was der Dichter war, bevor er in das Gefängnis kam, ist mit gleich, und was er getrieben hat, nachdem er es verlassen, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich, daß er, während er im Gefängnis war, wie ein Heiliger lebte oder wenigstens soweit gleich einem Heiligen, als es ein armes Menschenkind vermag.

Sein sanftes Lächeln milder Heiterkeit konnte man nicht vergessen. So muß Bunyan gelächelt haben, als er im Kerker zu Bedford lag und seine wundervollen Träume träumte. Es muß ein ähnliches Lächeln gewesen sein, das das edle Antlitz des heiligen Franz von Assisi verklärte, als er »von seinem Bruder dem Wind und seiner Schwester dem Regen« sprach.

Wäre Hugo ein Künstler mit dem Pinsel gewesen, wie er es mit der Feder war, so hätte er ein Wildesches Lächeln um das Antlitz des guten Bischofs spielen lassen, als er jene gewichtige Notlüge sprach, um den armen Jean Valjean zu retten. Und wer könnte sagen, daß der Herr des Friedens selbst ein solches Lächeln des eigenen Antlitzes unwert gehalten hätte, da er die holden Worte der Einladung zu den Kindlein sprach, die seine Jünger von ihm fernhalten wollten? Man kann ein solches Lächeln in die Erinnerung rufen, wenn auch die Feder versagt seine Anmut zu schildern, wie sie versagt, wenn man den süßen Duft der Rose schildern will. Es war ein Lächeln der Entsagung, ein Lächeln der Güte, der Unschuld, der Liebe.

Leb wohl, du tapferes Herz! Möge dein Schlaf so friedlich sein wie dein Lächeln. Mögen, wenn du tot bist, die Engel dein Grab umschweben, wie sie dein Grab umschwebten, als du noch lebstest. Und würde dir alles fehlen, was den vollkommenen Menschen ausmacht, dieses Lächeln würde dir als Geleitbrief durch die Tore des Paradieses dienen und weiter noch bis zum lichten Thron des Herrn!

Leb wohl! Ich habe mein Versprechen gehalten, habe deiner gedacht während all der Jahre, die verflossen sind seit jenem denkwürdigen Tage, da wir uns die Hände schüttelten und Abschied nahmen in deiner kalten, freudlosen Zelle. Du batest mich, deiner zuweilen zu gedenken. Ich habe deiner stets gedacht; kaum ein Tag ist seitdem vergangen, an dem ich nicht deiner gedacht hätte — deiner, der du gleichzeitig warst mein Gefangener und mein Freund.



Ibsen

Ibsen war der größte Wohltäter der modernen Menschheit. Er vollbrachte, was nur das Genie zu vollbringen vermag: er hob die Gegensätze der

Zeit auf, indem er sie in seiner Persönlichkeit vereinigte, die genug Umfang hatte, um Widersprechendes harmonisch erscheinen zu lassen. Er vermählte Natur und Kunst, oder vielmehr: er zeigte, daß beide in der Wurzel eins sind. Er versöhnte die idealistische und die realistische Weltansicht, oder vielmehr: er zeigte auch hier, daß beide im Grunde dasselbe sind.

Indem er seine Kunst der Natur aufs äußerste annäherte, erreichte er zugleich eine Vergeistigung, wie sie bisher niemand geahnt hatte. Seine Werke sind voll von Symbolen und Zauberformeln, sie sind so symbolisch, wie nur die Natur selbst es sein kann. Er war der größte Symbolist, weil er der größte Naturalist war.

Und weil er der größte Naturalist war, darum war er auch der größte Idealist. Er war so durch und durch idealistisch, wie nur die Natur selbst es sein kann. Er ist der Entdecker und Gestalter der Romantik des Alltags. Der Romantiker alten Schlages war mit der gegebenen Welt unzufrieden, denn sie schien ihm nichts Poetisches zu enthalten. Darum bevölkerte er sie mit allerlei historischen und mythischen Wesen, die es nicht gibt. Der orthodoxe Naturalist dagegen brachte die Welt genau so, wie sie ist oder vielmehr scheinbar ist: er dichtete gleichsam mit der Lupe in der Hand. Aber für Ibsen, den romantischen Naturalisten, war die Welt weder ein fiktiver Zauberwald noch ein poesieloses Agglomerat toter Atome: er zeigte, daß die Wunder und Geheimnisse überall vorhanden sind und ihre Macht ausüben, daß wir uns der Poesie in dem Maße nähern, in dem wir uns der Natur nähern; denn der romantischste Roman ist die Natur selbst. Er erklärte die Natur, tiefer und vollkommener als es je ein Dichter bisher versucht hatte, aber indem er sie erklärte, entdeckte er ihre Wunder.

So schuf er jene unbegreiflichen Meisterwerke, die sich unter den landläufigen Begriff des Kunstwerks nicht mehr einordnen lassen wollen. Denn sie haben nichts kunstvoll Konstruiertes und Erdachtes, man spürt nirgends in ihnen die kluge und geschickte Hand, die alles das zustande bringt und leitet. Sie führen, losgelöst von ihrem Schöpfer, ein völlig eigenes Leben für sich. Da sind Menschen, die schon vor Beginn des Dramas existiert haben und noch weiterleben, wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen ist. Niemand würde sich wundern, wenn sie die Bühne verließen und ins Parterre hinabstiegen. Wenn man ein Drama von Shakespeare, Goethe oder Kleist einigemale liest, so wird sich die Kenntnis der einzelnen Figuren vertiefen, aber ihre Umrisse stehen von Anfang an fest vor uns. Anders bei Ibsen: mit jeder erneuten Lektüre tritt uns ein neuer Mensch entgegen, ganz wie im wirklichen Leben, wo auch jede neue Zusammenkunft uns neue Seiten an den einzelnen Menschen enthüllt.

Darum wird es nie eine Ibsenschule geben. Nur ein Geist von ähnlichem Umfang wie Ibsen könnte es wagen, auf Ibsensche Manier zu dichten. Bei allen anderen Dichtern, selbst bei Shakespeare, können wir uns ganz gut ausrechnen, daß wir es ebensogut könnten, wenn wir eben um soviel mehr Phantasie, Temperament, Geistesschärfe, Menschenurteil, Charakter u. s. f. hätten. Aber Ibsens Kunstwerk ist das Mysterium an sich, die große Unbegreiflichkeit, das Absurdissimum der Weltliteratur.

Ibsen tat nach Schiller und Wagner den dritten und letzten Schritt, um die Bühne zu einem zeitgemäßen künstlerischen Ausdrucksmittel umzuschaffen. Schiller entdeckte den Theatermenschen: die Theaterpsychologie, Theaterethik, Theaterlogik und ihre Gesetze. Wagner brachte die notwendigen äußeren Raffinements hinzu. Ibsen tat das Letzte und Größte: er machte die Theaterkunst zu einer aristokratischen, zu einer Kunst des Schweigens und Verschweigens. Seine Technik ist die eines Malers, der durch ausgesparte

Stellen und durchbrochene Linien seine höchsten Wirkungen erzielt. Wir sehen nur die scharfen Schlagschatten, die das Leben im grellen Rampenlicht über die Bühne wirft. Er wußte nicht nur jenen Teil des Daseins naturgetreu nachzuzeichnen, den jedermann hört und sieht, sondern er verstand es auch, uns jenes verdeckte Leben zu zeigen, das sich für gewöhnlich unseren Blicken entzieht, ja oft so sehr entzieht, daß wir glauben, es sei gar nicht vorhanden. In dieser Kunst war er nicht nur absoluter Meister, sondern auch völlig allein.

Aber seine Dramen sind mehr als technische Meisterwerke. Sie wären nichts Unentbehrliches in unserm Leben, wenn sie bloß das wären. Sie sind Instrumente der Welterkenntnis, die das vollkommenste Hirn und das vollkommenste Herz sich geschaffen haben. Sie sind mehr als schön. Sie weisen über sich hinaus: auf Schlösser, die sie zu erschließen, Leichen, die sie zu erwecken, Träume, die sie zu enträtseln vermögen. Wir können sie in jeder Lebenslage ans Ohr halten und befragen. Sie sind uns immer und überall im Blute, auch wenn wir ihre Worte nicht hören, ihre Gestalten nicht sehen. Denn in ihnen lebt das größte Herz, das unserer Zeit geschlagen hat.

Es wird in diesen Tagen nicht an den üblichen Anekdoten fehlen, die Ibsens Grobheit, Unzugänglichkeit, ja Hartherzigkeit von neuem illustrieren sollen. Aber was soll uns dieser Kaffeeklatsch? Hier sind seine Werke. Wer Ibsens Herz kennen will, der frage die kleine Hedwig Ekdal, den unglücklichen Ulrik Brendel, den Doktor Stockmann, den Kaiser Julian! Der wird erkennen, daß Herz und Genialität dasselbe sind. Wir Alltagsmenschen haben ein Privat-herz für die Base, den Bruder, die Braut, den Kanarienvogel. Aber das Genie mag nichts von diesen Privatdingen wissen, es braucht sein Herz für die Gesamtmenschheit. Unablässig stellt es sich dieselbe Frage, die eigentliche *Genie-Frage*: Wie kann ich die Menschen ein Stückchen weiterbringen? Es kennt nur *einen* Gegenstand zärtlicher Neigung: die Evolution der Menschheit.

Diese Frage bohrte und hämmerte unaufhörlich in Ibsens Lebenswerk. Ihn trieb der Motor, der jedes Genie treibt: der schrankenlose, konzessionslose Idealismus. Unter der Herrschaft dieser weltbezwingenden Kraft wurde sein Auge zum Mikroskop, Teleskop und Röntgenapparat. Er sah alles. Er blickte in sein großes Herz, in dem ein Spiegel der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Welt lag, und wußte alles.

Dieses Herz, das größte unserer Zeit, hat nun zu schlagen aufgehört. Wir aber nehmen seine Bücher zur Hand, in denen die Akten der kommenden Menschheitsentwicklung Punkt für Punkt protokolliert sind, und freuen uns, daß die Weltkultur auf Jahrhunderte hinaus Leben und Seele bekommen hat.

Egon Friedell

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ibsen in Wien]

Wiener. Denn er war unser. Ibsen nämlich. Alle großen Männer sind Österreicher. Wenn nicht ihrer Abstammung nach, so doch im Grunde ihres Herzens. Herr Hugo Wittmann, das Paraderoß der 'Neuen Freien Presse' bei den großen literarischen Begräbnissen, vergißt nicht, daran zu erinnern, daß sich

der »elektrische Funke in Ibsens Dichterseele« eigentlich auf österreichischem Boden, in Miramare, entzündet habe. Auch sonst ist die Entwicklung Ibsens vielfach mit österreichischen Erlebnissen verknüpft. Da ist zum Beispiel die berühmte Zusammenkunft Fernerstorfers mit Ibsen in Drehers Bierhalle, die den Lesern der 'Arbeiterzeitung' das zugeknöpfte Genie des Mannes erschließt. Auch Herr Dr. Emil Reich bleibt für die Nachwelt in untrennbarer Verbindung mit des Dichters Gehrockschößen. Ibsen hat ihm für die Zusage eines schlechten Ibsen—Buches mit konventioneller Freundlichkeit gedankt, Herr Dr. Reich gab neue Auflagen heraus, um neue Postkarten einzuheimsen, und siehe da, ein schlechtes Ibsen—Feuilleton besiegelt das Bündnis zweier Großen. Noch ist Rudolf Lothar nicht zu Wort gekommen. Wir können warten. Zu den markantesten Persönlichkeiten, die Ibsen als Vertreter der Wiener Geisteswelt entgegenkamen, gehört unstreitig Klinenberger, der sich vor einigen Sommern sogar persönlich an das Krankenbett des Dichters begab, um ihm zu versichern, daß die Herausgeber der 'Neuen Freien Presse' ihn im Auge behalten. In der Tat scheint hier ein Umschwung eingetreten zu sein. Während nämlich vor ein paar Jahren noch Herr Nordau Ibsen einen Faselhans nannte, gibt jetzt Herr Wittmann zu, daß das XIX. Jahrhundert in Ibsen »einen der größten dramatischen Dichter gefunden hat, seinen größten, wenn man nur das letzte Viertel des Jahrhunderts in Anschlag bringt.« Vorher hat eben Mosenthal für die Bühne geschrieben. Und wer würde bezweifeln, daß Shakespeare einer der größten Dramatiker der elisabethinischen Periode war, der größte, wenn man deren zweite Hälfte in Anschlag bringt? Auch Herr Professor Minor hat sich bereits für Ibsen erklärt. Seiner Unsterblichkeit steht somit nichts mehr im Wege. Einem Reporter des 'Neuen Wiener Tagblatts' gab Minor die folgende interessante literaturhistorische Auskunft:

»Mit Ibsen ist der größte unter den lebenden Dramatikern gestorben. DAS WERDEN WOHL ALLE SAGEN, DIE IHN GEKANNT HABEN. Ibsen war ein großer Realist in der Form, im INHALTE ABER immer ein SEHR GROSSER Idealist ... Man kann ruhig sagen, daß seit Lessings 'Emilia Galotti' in technischer Hinsicht, was die geschlossene Form anlangt, kein solcher Fortschritt gemacht worden ist wie durch Ibsen. ABER AUCH INHALTLICH...«

(»Lessings Emilia Galotti und Ibsens Hedda Gabler. Ein Vergleich«). Herr Minor erklärt ferner: »Die dramatische Literatur wandelte eine Zeitlang völlig die Bahnen Ibsens und tut dies zum Teile auch heute noch.« Natürlich hat der Herr Professor auch persönliche Erinnerungen an Ibsen. Er hat ihn in Wien kennengelernt und läßt durchblicken, daß Ibsen aus den Gesprächen mit ihm und mit dem Dichter Leo Hirschfeld, dem bekannten Schüler Minors und Anwärter der Minor—Preise, viel Anregung geschöpft hat. Minor schließt:

»Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, erhielt ich über Ibsens Befinden direkte Nachrichten aus seiner Umgebung, und DA IST VIELLEICHT FOLGENDE EINZELHEIT NICHT OHNE INTERESSE. Zu Weihnachten des vorigen Jahres weilte ein Universitätsprofessor aus Norwegen in Wien, mit dem ich befreundet bin und dem ich auch Grüße an Ibsen auftrug. Damals hatte Ibsens Gedächtnis schon sehr gelitten. ER ERINNERTE SICH KAUM MEHR DER PERSONEN, DIE ER IN WIEN KENNENGELERNT HATTE, und war, wie man mir mitteilte, bereits völlig apathisch.«

Die 'Neue Freie Presse' behauptet, daß »die Leuchte langsam VERSICKERND erloschen und daß dennoch die TodesNACHRICHT (wohlgemerkt: nicht der Tod Ibsens) ein großes Ereignis sei«. Der Referent, der der Vorstellung der »Wildente« beiwohnte, kann nicht schreiben. Das wußte man zwar schon früher, aber diesmal wird ein Grund angegeben: »Ibsen ist tot, dem Referenten zittert

die Feder in der Hand ... « Die Leser der 'Neuen Freien Presse', die im Theater sitzen, drücken ihre Bestürzung ursprünglicher aus. Ihr Blatt erzählt: »Als Direktor Brahm mitteilte, daß Ibsen heute gestorben sei, hörte man Rufe: 'SCHRECKLICH! DAS IST FÜRCHTERLICH!'« Aber diese Rufe stammen in Wahrheit aus einer früheren Zeit, da man demselben Vergnügungspöbel in Anwesenheit Ibsens zum erstenmal die »Wildente« vorspielte, und jetzt dürfte sich die Erschütterung durch die Todesnachricht höchstens in den Worten Luft gemacht haben: »Was Sie nicht sagen! Nebbich!«

[Auf Staatskosten durchgebrannt]

Delegationsmitglied. »Meine einzige, letzte Hoffnung, Hilfe zu finden, ist auf Sie gerichtet.« Die unglückliche Frau, die diesen Notschrei an mich gelangen läßt, heißt Josefine Sztaja, wohnt Berlin, Preußische Straße 5 pt. und ist mit einem k. u. k. öst.—ung. Konsulats—Offizial in Berlin vermählt. Im Dezember 1904 wurde sie von ihrem Gatten böswillig verlassen und dem Elend preisgegeben. Alle Schritte, die sie sowohl beim Konsulat als auch beim k. u. k. Ministerium des Äußern unternahm, um den Gatten zur Erfüllung der Alimentationspflicht zu zwingen, blieben erfolglos, oder haben vielmehr ein Resultat gezeitigt, das wirklich niemand voraussehen konnte: Das k. u. k. Ministerium des Allerhöchsten Hauses und des Äußern hat sich mit Herrn Georg Sztaja solidarisch erklärt und hat alles daran gesetzt, um ihn vor den Ansprüchen seiner Gattin zu schützen. Zuerst gab man ihm einen dreimonatlichen Urlaub und dann versetzte man ihn von Berlin nach Bukarest. Das war ein Mißgriff. Der dortige General—Konsul zeigte kein Verständnis für die Intentionen der »maßgebenden Stelle« und versuchte Herrn Sztaja zu veranlassen, für seine Frau zu sorgen. Die Folge war, daß Herr Sztaja sofort nach Madrid versetzt wurde. Jetzt tritt in der Affäre eine Wendung ein, die sie noch viel sensationeller erscheinen läßt: in ihrer Verzweiflung — Gesuche an den Grafen Goluchowski und Majestätsgesuche hatten auch keinen Erfolg — WANDTE SICH FRAU SZTAJA UM SCHUTZ UND HILFE AN DIE DEUTSCHE BOTSCHAFT IN WIEN! Es ist allgemein bekannt, daß österreichische Staatsangehörige z. B. in der Türkei, wenn sie wirkliche Förderung ihrer Interessen finden und irgendeinen Anspruch durchsetzen wollen, sich an reichsdeutsche Vertretungen wenden müssen. Daß aber eine in Berlin lebende Österreicherin und Wienerin die deutsche Botschaft in Wien um Schutz gegen ihren Gatten, einen österr.—ung. Konsulatsbeamten angehen muß, dürfte sich doch zum erstenmal ereignet haben. Aber selbst diese, in der Türkei wie gesagt stets wirksame Hilfe hat hier versagt. Die reichsdeutsche Intervention hatte nur die Folge, daß Herr Sztaja wieder einen dreimonatlichen Urlaub bekam und dann nach New—York versetzt wurde, d. i. AUF STAATSKOSTEN NACH AMERIKA DURCHGEBRANNT ist. Worauf seiner Gattin die Antwort erteilt wurde, ihr Fall gehe als Privatsache die Behörde nichts an, sie solle den Gerichtsweg betreten. Die Frau hat selbstverständlich keine Mittel und Wege, diesen Rat zu befolgen. Für die Beamtenfreundlichkeit des Ministeriums des Äußern ist dieser Fall ein glänzender Beleg; um den Herrn Offizial Sztaja in seinem Kampf gegen die Alimentationsansprüche seiner Frau zu unterstützen, hat es ihm binnen anderthalb Jahren zwei Urlaube zu je drei Monaten gewährt und ihn dreimal auf Staatskosten versetzt, was je 600 Mark Umzugskosten ausmacht. Die Lösung des Rätsels soll darin zu suchen sein, daß sich Herr Sztaja auf irgendeine Weise sehr hohe Protektion zu verschaffen gewußt hat. Vielleicht findet sich doch im Abgeordnetenhaus, oder in den Delegationen, ein Neugieriger, der vom Ministerium des Äußern nähere Auskünfte über diesen Fall verlangt, der ein internationaler Skandal zu werden droht.

[Potemkinsches]

Reichsdumamitglied. Ein Russe schreibt mir: In der vorletzten Nummer der 'Zukunft' verkündet Maximilian Harden in einem Leitartikel, dessen Titel »Gossudarstwiennaja Duma« den Eindruck unfehlbarer Vertrautheit mit russischen Angelegenheiten zu erwecken, wenn nicht geeignet, so doch sicher bestimmt erscheint, die folgende Weisheit: »In dem taurischen Palast, den sie für ihren Patiokin bauen ließ (so hieß der schlaue und nicht nur im Bette emsige Barbar, der, seit Graf Segur den Namen falsch geschrieben hat, in Europa Potemkin genannt wird) ... « Graf Segur hat den Namen des taurischen Fürsten richtig geschrieben, das heißt so, wie ihn die Russen selbst — abgesehen vom Unterschied der Lettern — schreiben, nämlich Potemkin, was allerdings ungefähr wie »Patiokin« AUSGESPROCHEN wird. Herr Harden verwechselt die phonetische Transkription eines Wortes mit dessen Orthographie. Er wäre imstande, einen Engländer zu belehren, daß er den Namen »Marlborough« falsch geschrieben hat, der bekanntlich ungefähr wie »Malbru« ausgesprochen wird. Herr Harden ist viel zu gebildet. Darum muß man es besonders genau mit ihm nehmen. Er könnte im Leser leicht den Verdacht wecken, daß seine stupende Kenntnis der russischen Geschichte und Politik nichts anderes als ein »Patiokinsches Dorf« sein dürfte.

[Zur Naturgeschichte der Prostituierten]

Psycholog. Sie machen mich auf einen feinsinnigen Beitrag zur Naturgeschichte der Prostituierten aufmerksam, den das 'Neue Wiener Journal' vom 22. Mai liefert:

(Der Roman einer Waise.) Der in dem alten Teile der Windmühlgasse im VI. Bezirke wohnende Josef M. hat vor vierzehn Jahren die damals zehnjährige Aloisia B. an Kindes Statt angenommen. Er bemühte sich, aus dem Kinde, das schön und sehr aufgeweckt war, ein BRAVES, ANSTÄNDIGES Mädchen zu machen. DOCH ALOISIA B., DIE BEGABUNG FÜR POESIE UND SINN FÜR ALLES SCHÖNE HATTE, VERDARB. Sie gab sich einem leichtsinnigen Lebenswandel hin und verließ schließlich das Haus ihrer Zieheltern. FREI UND DURCH KEINE RÜCKSICHTEN GEBUNDEN, WOHNTE SIE ALLEIN IN DER FRIEDRICH—KAISERGASSE IM XVI. BEZIRKE und ging zahlreiche Liebesverhältnisse ein. In der vorigen Woche hatte sie mit einem ihrer zahlreichen Verehrer beim Stahlehner im XVII. Bezirk einen skandalösen Auftritt, an dem sie sich so aktiv beteiligte, daß sie eine Vorladung zu gewärtigen hatte. TROTZ IHRES LEBENSWANDELS WAR SIE NOCH WARMER EMPFINDUNGEN FÄHIG. Sie hatte die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, von dem sie hoffte, daß er sie aus dem Schlamme ziehen werde. Doch auch diese Hoffnung schlug fehl, und gestern bekam sie von DIESEM VEREHRER RUDOLF einen Abschiedsbrief, der ihr in dünnen und harten Worten den Laufpaß gab. Sie beschloß zu sterben und ging, um Abschied zu nehmen, in die Wohnung ihrer Zieheltern, VI. WINDMÜHLGASSE 37; dort TRAF SIE WOHL DIE TÜR OFFEN, aber niemand daheim. Allein im Zimmer nahm sie 250 Gramm Lysol und verletzte sich innerlich lebensgefährlich ... «

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich hier um einen ungestohlenen Originalbericht des 'Neuen Wiener Journals' handelt.

[Ein Preßkuriosum]

Dieb. Ein Preßkuriosum. Im Bezirk Favoriten erscheint ein herziges Blatterl, das seit Jahr und Tag Artikel der 'Fackel' stiehlt. In der Inneren Stadt erscheint ein weniger herziges Blatt, das alle Blätter der Welt bestiehlt. Dieses Blatt brachte ausnahmsweise einen Originalartikel, und der war ein wüstes Geschimpf auf mich und die 'Fackel'. Was tut nun das Favoritener Blatterl,

das aus Artikeln der 'Fackel' besteht? Es stahl dem Diebsblatt den Schimpfartikel gegen die 'Fackel'. Er bleibt also in der Familie.

[Nationaler Kindertausch]

Nationaler. Es gibt eine Zeitschrift, die sich 'Mitteilungen des Vereines für Güterbeamte' nennt. In der Aprilnummer dieser Zeitschrift findet sich ein Artikel über das kuriose Thema: »Sprachenaneignung durch Kindertausch«. Der Verfasser ist dagegen. Er schreibt:

»Wie ich mich noch erinnere, war es früher Usus, die Kinder auf Tausch zu schicken, und ich weiß, wie ich selbst aus einem Dorfe in Mähren als kleiner Bub, nur böhmisch sprechend, nach Sternberg geschickt wurde, um dort deutsch plappern zu lernen, ohne daß ich dabei Gelegenheit hatte, meine Muttersprache zu vervollkommen.«

Der Tausch, meint der Verfasser, »erzieht entschieden keine Charaktere, wie wir sie heute absolut brauchen. Das von slawischen Eltern erzogene Kind wird, in eine deutsche Umgebung versetzt — EIN IDIOT, und umgekehrt«.

[Meinungsverschiedenheiten]

Publikum. Wie lange wirst du dir's gefallen lassen? Referate über ein Stück von Mädele Grazie: 'Neue Freie Presse':

»Lärmenden Zuruf hat man bei psychologischen Stücken nicht zu erwarten. Das Publikum folgte mit gespannter Aufmerksamkeit, und zum Schlusse wurden einige Laute des Widerspruchs mit Leichtigkeit vom Applaus übertönt.« —

'Zeit':

»Der dünne Applaus, der sich schüchtern hervorwagte, erregte den Protest energischer Zischer, die bald die Oberhand gewannen und das Schicksal der drei Akte entschieden.« —

'Neues Wiener Journal':

»Dieses klägliche Stück ist selbst dem kleinen Häuflein Publikum, das mutig zur Premiere erschienen war, zu dumm gewesen. Nachdem es noch anfangs eine wohlwollende Haltung bewahrte, riß ihm bald die Geduld und nach dem letzten Akt wurde die Verfasserin nach allen Regeln der Kunst angeblasen.«

[Dramatische Wirkungen]

Habitué. 'Neues Wiener Tagblatt':

»In dem erstgenannten kleinen Stücke machte Fräulein Schiff durch eine verständnisvolle Mitwirkung an der zarten psychologischen Studie einen günstigen Eindruck, und in der großen anstrengenden Rolle der »Elga« bewies sie, daß sie SCHON TROTZ IHRER JUGEND AUCH STARKE DRAMATISCHE WIRKUNGEN ZU ERZIELEN VERMAG.«

Die »Mitwirkung« an einer psychologischen Studie glaubt der Prüfer vom 'Neuen Wiener Tagblatt' auch einem jüngeren Jahrgang zutrauen zu können. Aber um dramatische Wirkungen zu erzielen, dazu muß eine Schauspielerin älter sein. Wie riefen die guten Mürzzuschlager, als sie der Marie Zeller ansichtig wurden? »Ein so junges Madel und schon Raubmörderin!«

[Nachtlicht]

Armer Kunrad. Die Nacht ist die Freundin der Diebe, und vice versa ist das 'Neue Wiener Journal' dem »Nachtlicht« günstig. Unter vielen Lesern, denen ich wieder für die Kundgebungen ihrer Sympathie danken muß, fragen mich manche, ob mich denn die Beschimpfungen des Lippowitzblattes gar nicht alterieren. Sie wissen noch immer nicht, daß mein Gemüt den Stachel

der Niedertracht nicht spürt, wenn es von der Dummheit narkotisiert wird. Daß ich und warum ich auf ödes Geschimpfe, das nicht die geringste ehrenrührige Tatsache zu seiner eigenen Begründung anzuführen weiß, nicht mit einer Beleidigungsklage reagiere, habe ich oft erklärt. Bleibt nur zu erklären übrig, warum sich Herr Lippowitz neuestens wieder so sehr ärgert. Daß das 'Neue Wiener Journal' ein von der 'Fackel', der 'Frankfurter Zeitung', von zahlreichen autorrechtlichen und kriminalistischen Fachblättern oft und oft gebrandmarktes Diebsblatt ist, könnte allein die letzten Eruptionen nicht rechtfertigen. Aber ich habe erzählt, daß Herr Lippowitz unter seinen Redakteuren keinen fand, der bereit gewesen wäre, über die gegen mich verübte brachiale Attacke zu frohlocken, und daß er einen Reporter erst durch Androhung des Hinauswurfs zu der Abfassung des Artikels brachte. Das ist buchstäblich wahr und die Kränkung, die Herrn Lippowitz durch die Anständigkeit seiner Angestellten und nun gar erst durch meine Indiskretion widerfuhr, mußte er gleich in mehreren Artikeln der Öffentlichkeit preisgeben. In einem Zusatz zu meiner Berichtigung, in einer Gemeinheit gegen Frank Wedekind und in dem Bericht über den Prozeß. Meine Berichtigung, die jeden Satz des ersten Artikels und des »Interviews« mit Herrn Henry als eine gottverdammte Lüge entlarvte, war Herrn Lippowitz an und für sich nicht angenehm. Er half sich, indem er seinen Schreiber — er selbst ist nur Schneider — erklären ließ, meine Berichtigung enthalte bloß »unbedeutende Richtigstellungen«. Die Hauptsache, die für mich »so schmachvolle nächtliche Prügelszene« hätte ich nicht in Abrede gestellt. Das ist nur zu wahr. Ich stellte sie so wenig in Abrede, daß ich sie sogar vor Gericht zugab und nun die breiteste Öffentlichkeit aus der Tatsache, daß meinen Gegnern ein Monat Arrests, beziehungsweise 300 Kronen diktiert wurden, erfährt, daß ich wirklich überfallen worden bin. Die Hauptsache stelle ich — ist das nicht bezeichnend? — nicht in Abrede. Zum Beispiel: Das 'Neue Wiener Journal' behauptet eines Tages, ich hätte die Verwirrung bei einem Brand, der in meiner Wohnung ausgebrochen ist, benützt, um meine Mitwohner zu berauben, und es bestehe überhaupt der Verdacht, daß ich den Brand gelegt habe, um die Versicherungssumme zu verdienen. Ich berichtige nun, daß ich meine Mitwohner nicht beraubt und den Brand nicht gelegt habe. Und siehe da, das 'Neue Wiener Journal' schreibt augenzwinkernd, die Hauptsache, den für mich so schmachvollen Brand, der in meiner Wohnung ausgebrochen ist, hätte ich nicht in Abrede gestellt. Und nun erst die Gerichtsverhandlung! Das Urteil, welches das Bezirksgericht Josefstadt gefällt hat, ist für mich so schmachvoll, daß das 'Neue Wiener Journal' sich nicht enthalten kann, es unter der dicken Aufschrift »Die Züchtigung des Karl Kraus vor Gericht« zu besprechen. Freilich ist es nach Ansicht des Herrn Lippowitz für den Richter ebenso schmachvoll, und das 'Neue Wiener Journal' sieht sich sogar veranlaßt, in punkto Schuld und Strafe an die höhere Einsicht eines ungenannten Wiener Advokaten zu appellieren. Herr Lippowitz wirft dem Richter Unabhängigkeit vor. Er hätte sich dadurch beeinflussen lassen sollen, daß der Beleidigte ein Individuum ist, das die höchsten Funktionäre, den Statthalter, den Justizminister und den ersten Staatsanwalt, wiederholt angefleht hat. Den Justizminister, dessen Protektion mir bekanntlich — wie in anderen Saublättern behauptet wurde — die Richter im Prozeß Bahr—Bukovics günstig gestimmt hat. Man bekommt einen Schwindelanfall und muß unbedingt vomieren. Ich weiß nicht, wann ich den Leiter des Justizministeriums angegriffen habe. Hätte ich's getan — das Gegenteil wird mir gleichzeitig von Trotteln auch jetzt wieder als Grund richterlichen Wohlwollens ausgelegt —, ich hätte es unter voller publizistischer Verantwortung getan. Ein anonymer Kuli des Herrn Lippowitz mutet aber einem Richter zu, daß er sein

Urteil von den Wünschen hochgestellter Personen abhängig mache, beschuldigt ihn, daß ihn die Aussicht auf mein publizistisches »Speziallob« zu einem »strammen Rächer« meiner körperlichen Sicherheit gemacht habe. Denselben Richter, der mich wiederholt in Preßsachen verurteilt oder abgewiesen und der einmal zugunsten des 'Neuen Wiener Journals', das ich wegen einer Schimpferei vor dem Bezirksgericht klagen wollte, eine mir recht unbequeme prinzipielle Entscheidung gefällt hat. Hoffentlich wird nun die Verachtung, die dieser Richter für das Preßgeschmeiß übrig hat und deren Kontinuität er nur ein einzigesmal — ich beklagte es damals rückhaltlos — durchbrochen hat, himmelhoch wachsen. Wäre aber die Advokatenkammer nicht gesonnen, jenem Ehrenmann auf die Spur zu kommen, der sich dazu hergibt, im Dreckblatt des Herrn Lippowitz einen Richter wegen einer gesetzmäßigen Entscheidung anzufallen, weil sie zufällig einem Publizisten zur Genugtuung verhilft, der in den Kreisen der Scherendiebe und Expensenwucherer nicht beliebt ist? Was sagt die Advokatenkammer zu jenem Herrn, der sich für sein unerlaubt stupides Gutachten von Herrn Lippowitz »einen unserer ersten Anwälte« und »den hervorragendsten Juristen« nennen läßt? Nun, am Ende stellt sich heraus, daß sich kein Wiener Advokat für das 'Neue Wiener Journal' blamierte und prostituierte, sondern daß der schon bekannte gefügige Reporter einfach Herrn Lippowitz über seine juristische Meinung interviewt hat. Und das Urteil des Herrn Lippowitz ist gewiß von keiner persönlichen Empfindung beeinflusst. Er soll bloß am Tage nach dem Überfall zur Feier des Ereignisses ein Festessen veranstaltet haben, bei dem launige Trinksprüche auf eine künftige intensivere Erschütterung meiner Gesundheit ausgebracht wurden. Und nun ist ein Richterspruch gefällt, und Herr Lippowitz muß besorgt in die Zukunft blicken.

[Zum Briefe Frank Wedekinds]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Wien, den 23. Mai 1906

Herrn Karl Kraus, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der 'Fackel', Wien.

Im Vollmachtenamen des Fräulein Marya Delvard ersuche ich unter Bezugnahme auf § 19 Pr. G. um Aufnahme nachstehender Berichtigung der in der Nr. 203 der 'Fackel' veröffentlichten Zuschrift des Herrn Frank Wedekind, ddo. Berlin, 9/5 1906.

Es ist unwahr, daß Marya Delvard sich ihrer hübschen Kolleginnen bei den Elf Scharfrichtern dadurch zu entledigen suchte, daß sie von ihnen erzählte, sie litten an ansteckenden Geschlechtskrankheiten. Es ist unwahr, daß Marya Delvard wegen solcher Verleumdungen überhaupt und insbesondere vor etwa drei Jahren vom Landgerichte München zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilt wurde. Wahr ist es, daß Marya Delvard in München durch Herrn Frank Wedekind in einen Ehrenbeleidigungsprozeß verwickelt worden war, wahr ist es, daß dieser Prozeß vor Fällung eines gerichtlichen Erkenntnisses gütlich ausgetragen wurde.

Hochachtungsvoll Dr. Herzberg—Fränkel.

Unkenntnis des Gesetzes schützt diesen Advokaten, der seinen Doppelnamen so gern gedruckt sieht, nicht vor der Strafe, daß ich seine Berichtigung wirk-

lich abdrucke. Er hat mir auch ein §—19—Schreiben »im Vollmachtsnamen« des Herrn Achille Vaucheret geschickt, dessen Veröffentlichung ich jedoch taktvoll unterlasse, weil sie einer allzu grausamen Verspottung der juristischen Kenntnisse des Herrn Dr. Herzberg—Fränkel gleichkäme. Aber er hat sich nicht damit begnügt, für seine beiden Klienten ungesetzliche Berichtigungen zu verfassen, sondern freudig die Gelegenheit benützt, seinen eigenen Namen mit dem eines Frank Wedekind zu verknüpfen, und so sich persönlich unter Bezugnahme auf § 19 zum Vertreter der Unwahrheit gemacht. Wenn nämlich die Klientin dieses oftgenannten Advokaten, wenn Marya Delvard wirklich nie von einer hübschen Kollegin bei den Elf Scharfrichtern erzählt hätte, was in dem Brief Frank Wedekinds zu lesen ist, so hätte unmöglich in der Nr. 294 vom 28. Juni 1902 der 'Münchener Neuesten Nachrichten' in balkendicken Lettern das Folgende erscheinen können:

Bekanntmachung

In der Privatklegesache der Schauspielerin Olga Stoe, genannt Bernhardy, gegen

1. Achille Vaucheret, genannt Henry, Schriftsteller,
2. Marie Biller, genannt Delvard, Sängerin,

kam in der öffentlichen Sitzung des Schöffengerichtes beim königl. Amtsgerichte München I vom 19. Juni 1902, bei welcher teilgenommen haben der k. Oberamtsrichter Pernerl, die Schöffen Oberst Heinrich, Privatier, Gruber Josef, Privatier, folgender Vergleich zustande:

1. Herr Achille Vaucheret, genannt Henry, erklärt, daß er die klagsgegenständigen Äußerungen nicht getan habe und daß er auf das tiefste bedauere, falls er durch irgend eine Äußerung zur Verbreitung der bezüglich der Privatklägerin im Februar oder März l. J. umlaufenden Gerüchte beigetragen habe.

2. Fräulein Marie Biller, genannt Delvard, erklärt, daß sie die klagsgegenständigen Äußerungen nicht getan, daß sie aber allerdings durch eine Äußerung zur Verbreitung jener Gerüchte beigetragen habe, dies aufs tiefste bedauere und sich verpflichte, binnen vierzehn Tagen von heute ab eine Buße von M. 50 — fünfzig Mark —, welche an die Unterstützungskasse des Journalisten— und Schriftsteller—Vereines abgeführt werden soll, zu Händen des klägerischen Vertreters zu bezahlen.

3. Die beiden Privatbeklagten erklären weiterhin, »daß jene Gerüchte nach Ihrer Überzeugung jeder tatsächlichen Grundlage entbehren.«

4. Beide Angeklagte übernehmen sämtliche Kosten des Verfahrens einschließlich der der Privatklägerin erwachsenen notwendigen Auslagen und willigen ein, daß der gegenwärtige Vergleich auf ihre — der beiden Privatbeklagten — Kosten einmal in den 'Münchener Neuesten Nachrichten' veröffentlicht werde.

Vorstehendes gebe ich als Vertreter des Fräuleins Olga Stoe, genannt Bernhardy, auf Grund richterlicher Ermächtigung bekannt.

Dr. von Pannwitz, Rechtsanwalt.

Eine Aburteilung im technisch—juristischen Sinne ist nicht erfolgt. Gewiß eine im moralischen Sinn. Gerade die Behauptung Wedekinds ist ein Beweis dafür, daß man damals — vor vier Jahren — in allen künstlerischen und literarischen Kreisen Münchens, in denen man 'heute über die nachtluchtgebotenen Taten empört ist, die »gütliche« Austragung der Affäre als regelrechte Verurteilung der beiden Angeklagten empfand. Die Klägerin hat ja bei diesem

Ausgleich keine andere Konzession gemacht, als daß sie nicht auf der Bestrafung bestand. Sie hat der Beklagten gegenüber nicht einmal ihr Bedauern darüber aussprechen müssen, daß sie hübsch sei.

»Meiner Liebenswürdigkeit« — so schreibt mir Fräulein Olly Bernhardt — »verdanken es die Angeklagten, daß ich nicht auf dem Äußersten bestand, was ihnen eine Freiheitsstrafe eingetragen hätte. Ich hätte dadurch meine übrigen Kollegen empfindlich geschädigt, weil alsdann das Kabarett der Elf Scharfrichter unmittelbar zusammengebrochen wäre«.

Und in dem Gerichtssaalbericht der 'Münchener Neuesten Nachrichten' heißt es wörtlich: »Nach langen Verhandlungen, bei denen immer wieder betont wurde, daß die Sache im Interesse des Unternehmens aus der Welt geschafft werden wolle, kam folgender Vergleich zustande usw.« Es ist also pure Undankbarkeit der Herrschaften, sich heute auf das hohe Roß der Unbescholtenheit zu setzen, in einer Zuschrift an das Schandblatt des Herrn Lippowitz so zu tun, als ob überhaupt nichts gewesen wäre, und mit dem formalen Unterschied zwischen »gütlicher« Austragung und einem Gerichtsurteil imponieren zu wollen, der doch in Wahrheit höchstens für einen späteren Richter bei der Vorstrafenfrage in Betracht kommt.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**